

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuele.

Der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Nummer 43

Sonntag, den 8. November 1914

32. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 8. November. 4. gel. Mart.
Montag, 9. Theodor.
Dienstag, 10. Andreas, Avellinus.
Mittwoch, 11. Martin, B.
Donnerstag, 12. Martin, B.
Freitag, 13. Stanislaus.
Samstag, 14. Josaphat.

Dreißundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 9, 18—26.

In jener Zeit, da Jesus zu den Juden redete, siehe da trat ein Vorsteher der Synagoge herzu, betete ihn an und sprach: Herr, meine Tochter ist eben gestorben; aber komm und lege deine Hand auf sie, so wird sie leben. Und Jesus stand auf und folgte ihm samt seinen Jüngern. Und siehe, ein Weib, das seit zwölf Jahren am Blutflusse litt, trat von hinten hinzu und berührte den Saum seines Kleides; denn sie sprach bei sich selbst: Wenn ich nur sein Kleid berühre, so werde ich gesund. Jesus aber wandte sich um, sah sie und sprach: Tochter, sei getrost; dein Glaube hat dir geholfen. Und das Weib ward gesund von derselben Stunde an. Und als Jesus in des Vorstehers Haus kam und die Flötenspieler und das lärmende Volk sah, sprach er: Weichet, denn das Mägdlein ist nicht tot, sondern es schläft. Da verlachten sie ihn. Nachdem aber das Volk hinausgeschafft war, ging er hinein und nahm es bei der Hand. Und das Mägdlein stand auf. Und der Ruf davon ging aus in derselben ganzen Gegend.

Tod und Leben, Krankheit und Heilung und darüber der Heiland als Gebieter über Leben und Tod — große Probleme des Menschenlebens, die uns im Evangelium entgegentreten! Nichts gibt es ja, was den natürlichen Menschen mehr erfaßt, erdrückt oder aufrichtet. Mißgeschick, Not, Unglück lassen ihn zwar auch nicht kalt, aber er kann sich mit ihnen doch abfinden. Aus Not vermag er sich oft emporzurichten durch Energie und Fleiß; Unglück aber wandelt sich nicht selten über Nacht in unverhofftes seliges Glück, wie gerade die düstersten Wolken meist recht bald vor der prächtigsten Sonne entfliehen.

Aber Krankheit und gar drohender Tod! Was nützt uns das stärkste Selbstvertrauen, was der goldigste Humor, was die festeste Hoffnung, wenn Fieberschauer uns schütteln, oder schleichende Krankheit am Lebensmarke zehrt! Ohnmächtig fühlt sich da der Mensch und hilflos, und dagegen empört sich sein Stolz und die Lust am genussreichen Leben. Oder ist es das bange Gefühl, daß jede bedenkliche Krankheit doch nur eine Vorbotin des Todes ist, was uns mit besonderer Furcht davor erfüllt? Was Wunder, daß der Mensch dann Umschau nach Hilfe hält! Wer wird ihm helfen? Der Arzt? Manchmal gewiß, und wahre Triumphe hat die ärztliche Wissenschaft schon erlebt. Aber vor unzähligen Kranken muß sie ihr „Unheilbar“ erklären, denn gegen den Tod ist kein Kräutlein gewachsen und keine Mixtur noch erfunden. Da gäbe der Mensch wohl alles dahin, denn die Zukunft erfüllt ihn mit Sorge, wenn nicht gar mit Verzweiflung; das Leben dünkt ihm weit besser als ein ruhmvoller Tod und ein ungewisses Los in anderen Welten. Das Wort des Helden Achill spiegelt noch heute die trostlose Ideen-Welt des Naturmenschen mit vollster Wahrheit wieder:

„Nicht mehr rede vom Tod' ein Trostwort, edler Odysseus!
Lieber ja wolt' ich das Fels als Tagelöhner bestellen,
Einem dürftigen Mann ohne Erb', noch eigenem Wohlstand,
Als die sämtliche Schar der geschwundenen Toten beherrschen.“
Daß das blutflüssige Weib, eine Heidin, kein Mittel unversucht ließ, um Heilung zu finden, und schließlich bittend vor dem göttlichen Heilande stand, ist deshalb wohl verständlich; aber daß ein Synagogenvorsteher dem nahenden Tode fassungslos gegenüberstand, ist kein ehrendes Zeugnis. Er hätte wohl wissen können, was Sirach (41, 5) gesprochen: „Fürchte nicht den Urteilspruch des Todes, denke an das, was vor dir war und was nach dir kommen wird: es ist der Urteilspruch des Herrn für alles Fleisch“ und Ezechiel (24, 17): „Seufze schweigend, stelle Totenklage an; dein Band sei um dein Haupt gewunden, und deine Schuhe seien an den Füßen; mit dem Gewande sollst du den Mund nicht verhüllen und der Trauernden Speise nicht essen!“

Und doch wies ihn der Heiland nicht ab. Wie er der heilungsuchenden Frau versicherte: „Dein Glaube hat dir geholfen“, so rief er die Tochter des Jairus ins Leben zurück; denn auch er hatte geglaubt, wenigstens an des Meisters staunenerregende Wunderkraft.

Auch für uns ist der Tod schrecklich genug, und besonders „wie bitter ist der Gedanke an dich für den Menschen, der sein Glück in seinem Vermögen erblickt“ (Sir. 41, 1). Auch unsere Natur sträubt sich mit der letzten schwindenden Kraft gegen die Wahrheit: „Alles gehet hin an einen Ort: aus Erde ist es geworden, zur Erde kehrt es wieder zurück“ (Pred. 8, 8), und dem Ertrinkenden gleich, ergreifen wir den letzten „Strohalm der Hoffnung“ und flehen zum Heiland: „Komm, lege deine allmächtige Hand auf mich, so werde ich leben!“ — Ob wir Erhöhung finden? Meistens nicht. Wohl mag hier und da, wo Natur und ärztliche Kunst versagte, die göttliche Gnade das entfliehende Leben zurückhalten, aber es ist ein Wunder — ob wir ein solches verdienen? Gehen wir hinaus auf die Friedhöfe — die Kirche geht uns zumal in dieser Woche voran —, so finden wir manchen dort ruhen, der eines längeren Lebens würdiger, manchen, der seiner Familie, gar der Menschheit nötiger war; manchen, für den sich reinere Hände und unschuldigere Herzen flehend zum Himmel erhoben, und Gott trat nicht als Heiland in irdischer Not ans Lager der Schmerzen, da der Sterbende seufzte: „Siehe, ich gehe heute den Weg alles Irdischen“ (Jof. 23, 14).

So wären wir also im Nachteil gegenüber dem Juden? Ja und nein. Ja, da Gott bei uns kaum dem Tode Einhalt gebieten wird; nein, da er uns reichen Ersatz gibt für die Gnade, die er Jairus gewährte. Uns ist es gegeben, die Geheimnisse des Todes zu enträtseln und ihn mehr als Freund zu begrüßen, denn als grausamen Räuber zu fürchten. Wohl war dieser Gedanke auch dem Judentum nicht völlig fremd, aber doch erst das Christentum hat endgültig ausgeräumt mit der Weisheit des Sokrates: „Die ganze Philosophie ist Sorge um den Tod.“ Auch der Christ ist nicht blind dagegen, daß der Tod ihn losreißt aus dem Irdischen, aber er vergißt nicht, daß er ihn führt näher zu Gott. Er erkennt die höhere Fügung, die göttliche Führung, wenn „die Natur in Schmerz und Tod nun den Menschen von sich selbst hinwegweist, damit er in ihr nicht seine Gottheit erblickt, wenn sie ihn zu dem allein wahren Gott gelangen läßt, dem Bringer der Seligkeit.“ Für uns gilt vor allem das tröstliche Wort des Evangeliums: „Das Mägdlein ist nicht tot, sondern es schläft“. Gewiß, das Wort des Psalmisten (9, 21) klingt hart in unsern Ohren: „O Herr, setze einen Zwingherrn über sie, damit die Völker merken, daß sie nur Menschen sind“, aber es wird überhört von der göttlichen Verheißung (Weisb. 5, 16 f.): „Die Gerechten werden ewig leben, und bei dem Herrn ist ihr Lohn und die Sorge für sie bei dem Höchsten. Darum werden sie empfangen ein herrliches Reich und eine zierliche Krone aus den Händen des Herrn; denn mit seiner Rechten wird er sie schirmen und mit seinem heiligen Arm sie verteidigen.“ Nicht allein für die Seele gilt dies, sondern auch für den Leib. Darum sind unsere Friedhöfe nicht Stätten der Trauer allein oder gar Orte stumpfer Verzweiflung. Sie sind vor allen die Regionen der Hoffnung, zugleich voll heiliger Schauer der Ehrfurcht. Wer hätte nicht schon den eigenartigen Zauber erfahren, der unsere Friedhöfe durchweht! Durch die Wipfel der Fichten und das dichte Grün der Zypressen geht ein geheimnisvolles Rauschen und Raunen. Der Christ versteht es, und auch der Heide glaubte in ihm die Seelen der Toten flüstern zu hören vom Wiedersehen dort oben über den Sternen. Ein Wiedersehen auch der Leiber, die nun unter Hügeln, geschmückt von liebender Hand, der Erde ihren Tribut entrichten, aber einst, am jüngsten Tage, sich wieder erheben im einzigartigem, uns jetzt so schwer verständlichem Zustand; die Leiber der Seligen in herrlicher Schönheit und Klarheit, die Leiber der Verlorenen in furchterregender Häßlichkeit, beide aber befähigt zu unbegrenzter Dauer und ewiger Unvergänglichkeit.

Zwar erhebt da der Materialismus sein höhnend Gelächter, daß es doch eine zu mühsame Arbeit bedeute, dereinst all diese Leiber zusammenzusuchen und jeden einzelnen aus dem Staube zusammenzulesen. Aber wir wissen ja, daß der Materialist von Ueberirdischem nun einmal nichts versteht, wissen auch, daß seine Weisheit zusammenbricht gerade im Angesichte des Todes. Nicht wertlos ist da die Feststellung des dänischen Medizinprofessors Hornemann: „Ich habe mehr als einen Zweifler und Freidenker ... sterben sehen ... kein einziger von ihnen hielt bis zuletzt den Zweifel und die Leugnung fest.“ Sein Lohn soll uns die Freude darüber nicht vergällen, daß auch die Leiber für Gott nur schlafen und daß der Tag kommen wird, an dem er machtvoll spricht: „Ich sage dir, steh auf!“ Wie Gott es einrichten wird, daß sich der Glaubenssatz (4. Laterankonzil) verwirklicht: „Alle Menschen sowohl die Verdammten wie die Auserwählten,

werden mit ihren eigenen Leibern auferstehen, welche sie jetzt haben" — das überlassen wir ihm, von dem der Engel Gabriel bei einem viel schwierigeren Werke versichert, „bei Gott ist kein Ding unmöglich.“ Wir leben der beglückenden Verheißung, daß unsere Toten gefast sind auf Gottes Saatenader, wie das Samensorn in Verweslichkeit, aber bestimmt zu künftiger Unsterblichkeit; daß sie uns fern sind und doch in anheimelnder Nähe. Und wenn auch noch so sehr des Dichters Schlegel Wort für unsere Gottes-äcker gilt:

„Es geht ein allgemeines Weinen,
So weit die stillen Sterne scheinen.
Durch alle Andern der Natur.

Es ringt und seufzt nach der Verklärung,
Entgegenschmachtend der Gewährung
In Liebesnacht die Kreatur“.

so steht doch hoch darüber in goldenen Lettern das Wort „Auferstehung“ und „Wiedersehen“!

Nicht bloß über unsere Friedhöfe verbreiten sie milden, sanften Sonnenschein, sondern über unser eignes Sterben. Es zeugt von guter Beobachtungsgabe, wenn der Medizinalrat Räder schrieb: „Es will mir scheinen, obgleich ich selbst Protestant bin, daß die Katholiken dadurch, daß fast jeder noch bei mehr oder weniger Bewußtsein die letzte Oelung erhält . . . oft ruhiger in den Tod gehen, als die Protestanten“ — aber die volle psychologische Erklärung dieser Wirkung der Salbung des Leibes ist doch nur möglich in Verbindung mit der Hoffnung auf Verklärung des absterbenden Leibes.

O wie uns diese Wahrheit tröstet gerade in unserer Zeit! Wie manche Mutter und Gattin würde den Verlust des in ruhmvollem Kampfe gefallenen Sohnes und Gatten leichter ertragen, hätte sie seinen Leib in heimatlicher Erde bestattet, könnte sie sein Grab besuchen und ihre treue Liebe hineinhauchen in die Vergißmichnichtblümchen, mit der sie die teuere Scholle bepflanzt! Aber

„Auf, ferner, fremder Aue
Da liegt ein toter Soldat,
Ein ungezählter, vergessener,
Wie brav er gekämpft auch hat“.

zerrissen vielleicht von Granaten, gebettet in schauriges Massengrab — das macht das Opfer noch größer, macht den Schmerz schier unerträglich! Und doch, wie denken wir da so klein! Die Engel des Herrn werden am Ende der Tage die „Tempel des hl. Geistes“ schon finden, und seien sie auch vermodert in Feindesland und wäre die Pflugschar längst darübergegangen. Sie werden sie finden, und dann gibts ein Erwachen aus Todesschlaf, dann gibts ein Wiedersehen! Seien wir doch tapfer, wie unsere Soldaten, denen diese Hoffnung die trübselige Sterbestunde verklärte, seien wir nicht kleinmütiger als jener dem Tode geweihte Held, dessen Abschiedsgrüße an seine Lieben lauteten: „ . . . Mein Mut ist ungebrochen, ich habe keine Angst. Das Kreuzifix vor mir, bete ich und gewärtige den Willen Gottes. . . . Ich fürchte den Tod nicht. . . . Er hat nichts Schreckliches, denn er bringt die Seligkeit. Ihr selbst aber, ich bitte Euch darum, ertragt diese Fügung schweigend, ergeben, ja mit Freude. Es tut mir weh, Euch verlassen zu müssen, aber ich werde Euch bald wieder sehen.“

P.

Die Husaren der Mutter Gottes

Von Konrad Kimmle.

(Nachdruck verboten)

An einem Abend im Sommer des Jahres 1797, da knieten in der Stube eines der Bauernhäuser, wie sie zerstreut die Gemeinde Laxfons hießen, alle Bewohner andächtig auf dem Boden und beteten mit lauter Stimme den hl. Rosenkranz. Sie mußten ein besonderes Anliegen haben, denn des Vorbeters Stimme, der nun die Litanei von der lieben Mutter Gottes begann, zitterte dann und wann, und im schwersten Ernste beteten die anderen mit.

„Du Trösterin der Betrübten!“ hatte er eben gebetet, „und nun flehte er: „Du Helferin der Christen!“ — „Bitte für uns!“ so hiesel alle ein. Und nochmals sprach er: „Du Helferin der Christen!“ — und mit erhobener Stimme flehte alles: „Bitte für uns!“ Und zum drittenmal wiederholte sich die Bitte.

Ehe er aber weiter beten konnte, rief die Großmutter mit lauter, starker Stimme: „Du Hüterin der Reinen, Mutter Gottes!“ Und angstvoll die Hände zum Himmel hebend, flehten Männer, Frauen und besonders die blühenden Jungfrauen, Töchter und Mägde, dreimal inbrünstig: „Bitte für uns, verlaß uns nicht!“

Es waren Rotschreie, aufgestiegen aus höchster Angst und Gefahr zur Mutter Gottes, deren Fürbitte ja alles vermag — und sie waren nicht umsonst. Noch war die Litanei nicht zu Ende gebetet, da hörte man draußen Tritte: die Türe ward geöffnet und ein leuchtender Bote stürzte herein: „Die Franzosen sind in Klausen; auch den Säbnerberg haben sie besetzt und ziehen schon ins Tal herein; morgen ist alles hin, wenn wir sie nicht wieder hinauswerfen!“

„Zuerst beten wir zu Ende“, sagte der Großvater ruhig und fuhr fort mit seiner Litanei und den anschließenden Gebeten; das Salve Regina bildete den Schluß. Jetzt erhob man sich.

„Und nun erzähle!“ sprach der Großvater.

Der Bote berichtete, die Gemeindevorsteher der drei Dörfer des Tinnertales ließen alle wehrfähigen Männer und Jünglinge zusammenrufen, zum Kampfe gegen die Eindringlinge; wer immer eine Büchse oder Sense regieren könne, solle kommen, auf dem „Bühl“ hinter dem

Dorfe Verdings sei der Sammelplatz; morgen früh solle sich alles zeitig dort einfinden.

Der Großvater überblickte seine Leute: „Jah, der Andres!“ das war sein verheirateter Sohn, der Bauer —, dessen Brüder, die vier ledigen Buben; zwei Knechte, ein paar Hiltubben, allerdings erst 14—16 Jahre alt, aber tüchtig mit der Büchse.“

„Und ich!“ riefen zwei kräftige Buben von etwa 10 und 12 Jahren, die Enkel, dem Großvater zu. „In Klausen und an Eschlag haben wir schon oft g'schossen“, sagte der eine; „wir werden auch so einen Franzosen nicht fehlen.“

„Sels, was helfen mag“, sprach stolz der Großvater und legte den Fingern die Hand auf's Haupt; „ihr dürft mit!“

„Ruchhel!“ schrien die Buben seelenvergnügt, als ging's zum Spielen.

„Man muß schon recht zusammenhelfen, die Franzosen sind stark, und jetzt haben sie den Säbnerberg besetzt; von da aus beherrschen sie das ganze Tal. Wenn man sie nur nicht dort hinaufgelassen hätte! Herunterbringen aber können wir sie nicht, und wenn wir drei Regimenten Soldaten hätten. Der Brigadegeneral Beiaur ist ein tollkühner Mensch, und seine Soldaten sind wahre Teufel.“

Ein mitleidiger Blick traf die Frauen und Mädchen. „Euch ging's am schlimmsten, arme Weibslent“, fügte er hinzu; „im Eschlag haben sie gehaust wie die besessenen Bestien, man darf's gar nicht sagen . . . Viehische Menschen sind's, nichts ist ihnen heilig.“

Schweigend schauten die Frauen sich an.

„Die Mutter Gottes wird helfen“, sprach in diesem Augenblick die Großmutter ernst. „Wenn man alle Tage seines Lebens den Rosenkranz betet wie wir, so kann sie einen nicht verlassen. Nur Mut, ihr Weiber und Mädchen! Behret euch um Tugend und Ehre, und ihr sterbet als Märtyrerinnen.“

„Ja, das wollen wir tun!“ war die einstimmige Antwort, „bis auf's Blut wollen wir uns wehren und tausendmal lieber sterben.“

„Wird nicht viel helfen“, meinte der Bote kopfschüttelnd. „Betet, daß die Mutter Gottes ein paar Regimenten Husaren schickt — dann ist's mit den Franzosen aus; 's ist freilich umsonst, denn es ist ja keiner weit und breit in der Gegend. Wir Bauern müssen allein für uns kämpfen.“

„Die Mutter Gottes kann uns auch Husaren schicken. Nur den Mut nicht verlieren!“ meinte die Großmutter.

Die Nacht über schlief man nur wenig. Am anderen Morgen früh aber zog alles vom Hof weg nach Verdings, bewaffnet mit alten und neuen Gewehren, Pistolen, Säbren, Flegeln usw.; auch die Frauen zogen mit, in ihre langen, groben Wettermäntel aus Zwillich gehüllt. Sie wollten mit den Männern kämpfen und sterben, um den Feinden nicht in die Hände zu fallen. Und so taten alle Weiber und Jungfrauen der drei Gemeinden Laxfons, Verdings und Rardell. Es war ein bunter Aufzug. Auf dem „Bühl“ ordneten sich bereits die Bauern in Reihen zum Kampfe; die Frauleute hielten sich noch zurück; sie beten laut den letzten Rosenkranz vor der Schlacht.

Die Franzosen machten jetzt Ernst. Vom nahen Säbnerberge herüber trachtete plötzlich eine Salve; ein paar Kanonenkugeln fuhren über die Tiroler hin.

„Jetzt gilt's, in Gottes Namen“ rief der Anführer. Die Frauen hörten mit Beten auf, und todesmutig eilten sie jetzt von allen Seiten her in die Reihen, um nach Kräften mitzuhelfen. Es waren zum Teil große, überaus kräftige Gestalten; die langen, bis zum Boden reichenden weißen Mäntel, wie sie dort üblich sind, flatterten gar malerisch im Winde.

„Es ist gefehlt“, meinte einer zu den Frauen gewendet, „die Mutter Gottes hat uns kein Militär zu Hilfe geschickt!“

„Wenn sie für uns betet, kann Gott uns zu Husaren machen“, erwiderte eines der Mädchen zuversichtlich. „Laßt die Franzosen nur kommen!“

Aber die Franzosen kamen nicht. Eben hatten sie voller Siegesgewißheit die Tiroler Bauern angreifen wollen, da hatten sie plötzlich die in lange weiße Mäntel gekleideten Gestalten bemerkt, welche von allen Seiten nach dem ersten Schuß neben den Bauern aufstauten und sich in Reih und Glied aufstellten.

„Was ist das?“ fragten die Franzosen sich erstaunt.

„Das ist regelrechtes österreichisches Militär — österreichische Husaren“, sagten sie sich; „wir befinden uns einem starken Korps gegenüber. Ziehen wir ab und retten wir uns!“

Und so geschah es. Eiligt verließen sie den Säbnerberg und flohen Klausen und dem Eschlag zu, so schnell sie konnten. Mit Jubel stürzten die Tiroler nach, umgingen sie, besetzten den verlassen Berg, schossen noch zusammen, was sie konnten.

Vor den weißen Mänteln der Weiber waren die Franzosen geschoen: Maria hatte ihre frommen Verehrerinnen in den Augen der Feinde wirklich zu Husaren gemacht, deren Anblick allein schon den Gegner in blinde Flucht jagte.

Mutterliebe

Aus den Briefen eines Feldarztes.

(Nachdruck verboten)

Der Kriegslärm war verstummt, die Schlacht war geschlagen, die Kanonen schwiegen. Man begann das Suchen nach Verwundeten, das Bestatten der Toten. Furchtbare Anblicke boten sich mir, ja sie zählen zu den erschütterndsten meines Lebens. Mein Gang führte mich auf den Kirchhof, man war eben am Begraben. Man hatte meist nicht weit zu tragen; denn am dichtesten lagen die Gefallenen auf dem Kirchhof selbst. Die Toten fielen zu den Toten. In den Kirchturn hatte eine Granate ein großes Loch geschlagen, das Pfarrhaus war durchlöchert. In dem Zimmer des Pfarrers staken elf Kugeln.

In der schönen, weithin sichtbaren Kirche lagen die Verwundeten in dichten Schichten, daß ich mit äußerster Behutsamkeit

Wochen ihnen gehen mußte, um keinen zu verlegen. Einzelne hockten in den Gängen der Kirche, die Mehrzahl lag um den Altar herum und blickte hinauf zu dem Bilde des Gekreuzigten. Orgel und Kanzel waren hinausgetragen, die Fenster zerbrochen, und doch war das ganze Gotteshaus mit seinen Bewohnern eine gewaltige Predigt von dem: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Und sie waren mühselig und beladen.

Einer lag da mit zerfallenem Schädel, einem andern war die Schulter weggerissen. Auf einem großen leinenen Tuche (er war nicht anders transportierbar) liegen sie ihn in die Gruft hinab; seine gebrochenen Augen, die niemand zugeblickt, schauten aus der Grabstiefe zum Himmel auf. Mangel an allem: kein Stroh, kein Wasser. In so düstern Szenen vorüber gelangte ich zu einem Muttergottesbilde. Ach, welch ein trauriges Schauspiel bot sich hier dar! Um dasselbe herum lagen zwanzig Tote; einige mit halbgeöffneten gebrochenen Augen, die nach dem Muttergottesbilde hin gerichtet waren. Andere hielten Rosenkränze und Kreuzfige in den Händen; sie hatten wahrscheinlich bis zu ihrem Ableben gebetet. Jedenfalls sind bei diesem Bilde viele gestorben.

Die untergehende Sonne warf bereits ihre letzten Strahlen auf das Feld, als ich diesen traurigen Ort verließ und zurücktritt. Auf einer hochgelegenen Stelle, wo eine Batterie gestanden haben mochte, ragte eine Wischerstange empor. Neben der Stange lag ein Artillerist; beide Unterschenkel waren ihm durch eine Kugellugel zertrümmert. Kameraden hatten ihm einen Tornister als Kopfkissen untergeschoben, die Blutung war unbedeutend, ein Verband nicht angelegt. Er lag, offenbar ohne die geringsten Schmerzen zu empfinden, ruhig bei voller Besinnung. Ich sprang vom Pferde und verband ihn.

„Ich bin nur wenige Meilen von hier zu Hause; meine Mutter wird das Donnern der Kanonen gehört haben, sie wird schon kommen und mich abholen.“

„In der Umgebung ist alles gesüchtet.“

„Meine Mutter wird schon kommen, dieses weiß ich gewiß! Sie hat mir immer geholfen, sie wird mich heute nicht verlassen.“

Ich mochte trotz erstem Zwange doch wohl eine sehr be-

kümmerte Miene gemacht haben, denn er fragte nochmals: „Muß ich denn sterben?“

„Sie liegen hier zu sehr verborgen, es ist besser, wenn Sie ins Lazarett transportiert werden, unsere Leute können Sie vielleicht übersehen.“

„Wie Gott will! Meine Mutter wird schon kommen!“ sprach der Soldat mit schwacher Stimme. Hierauf hat er um Wasser; das wenige, das ich bei mir hatte, war bereits verbraucht. Ich versprach ihm, sobald als möglich mit Wasser wiederzukommen und ritt nach dem nächsten Dorfe. Aber wohl eine halbe Stunde mochte vergangen sein. Als ich zurückkam, umschwebten ihn schon die schwarzen Fittiche des Todes. Es zuckte durch seinen ganzen Körper, er streckte und dehnte sich und lag dann still und unbeweglich da. Das Leben schien bereits entflohen. Aber nochmals bewegten sich seine Augen, bewegte sich sein bleicher Mund, und da ich mich über ihn gebeugt hatte, konnte ich die Worte vernehmen: „Meine Mutter wird schon kommen!“ Ein seliges Lächeln umschwebte seine Lippen. Er lag da, wie ein Kind, das in den Armen der Mutter entschlafen. Die Szene erschütterte mich tief. Bekommenen Herzens blickte ich auf zu dem immer dunkler werdenden Himmel. Ich kniete nieder, um für den Toten zu beten. —

In das Feldspital zurückgekehrt, erwartete mich eine alte Frau in dürftiger, aber reinlicher Kleidung. Sie trug ein mächtiges Bündel, in welchem sich Bettstücke befanden. In aufgeregter Stimmung erzählte sie hastig, sie komme aus einem nur wenige Kilometer entfernten Dorfe, sei eine Witwe und nähre sich durch Waschen. Ihr Sohn sei mit im Kriege, und da sie den Donner der Kanonen gehört, da habe es ihr keine Ruhe gelassen, sie habe gefürchtet, ihr Sohn sei verwundet und liege im Felde. So war sie mit dem Bett auf dem Rücken ausgezogen, um ihm zu helfen; sie war, da sie in ihrer Vangigkeit vergeblich hatte, genaue Erkundigungen einzuziehen, schon an mehreren Orten gewesen, ohne den Sohn zu finden. Eine barmherzige Schwester hatte der Geängstigten sich endlich angenommen und sie zu uns gebracht. Hier hoffte sie nun den Sohn zu finden und ihn auf das weiche heimische Lager zu betten.

Und sie fand auch den Sohn, aber schon weich gebettet neben der Wischerstange — im Schoße der Erde.

Der Müller von St. Amand

6. Fortsetzung.

Roman aus dem Jahre 1815. — Von Franz Wichmann.

(Nachdruck verboten)

„Wo ist der Brief?“

„Was für einen Brief?“

„Den der Beit geschrieben haben soll.“

In freudigem Staunen fuhr Marthe auf:

„Mein Bruder! Also hast du Nachricht, daß er lebt?“

„Der Posthalter behauptet, daß er einen Brief geschrieben. Aber der Bote müßte längst hier gewesen sein.“

„Jeanne ist mit der alten Kordel draußen. Vielleicht hat er ihn zur Galerie hinauf gereicht.“

Ihre Vermutung bewahrheitete sich. Als sie die Treppe emporstiege, sah sie schon von weitem das Schreiben im Schoß der Schwester liegen. Die Schrift des Bruders zu wenig kennend, hatte sie den an den Müller adressierten Brief nicht weiter beachtet und nur Interesse für Kordels Erzählung gehabt.

„Da ist er, Vater!“

Rochus Roiger war schon heran, riß Marthe das zusammengefaltete Papier aus der Hand und erbrach mit bebenden Fingern das Siegel.

„Gott sei Dank, — es ist wahr, — er lebt, — aber —“

Auch Jeanne war aufgesprungen und die alte Magd hatte sich schwerfällig erhoben. Alle starrten den Müller an. Sein Bögeren erschreckte sie. „Aber er geht dem Tode entgegen.“

„Was sagst du?“

„Der Ungehorsame! So zu vergessen, was er gelobt!“

Marthe durchzuckte eine plötzliche Ahnung bei den großend gemurmelten Worten. „Der Beit ist wieder zu den Preußen?“

Der Brief zitterte in Roigers schwieliger Hand.

„Darum so plötzlich und heimlich davon! Die rechte Witterung hat er gehabt, daß es noch einmal losgeht. Wie der Spürhund auf Fährte. Der Junge läßt sich nicht halten, wenn es in der Luft nach Franzosen riecht.“

„Wäre ich in unserer deutschen Heimat geboren, ich dächte auch so,“ meinte Jeanne. „Aber was schreibt er denn?“

Der Müller gab seiner ältesten Tochter den Brief.

„Sieh du. Meine alten Augen sehen schlecht.“

Mit einer Stimme, die sich unwillkürlich immer mehr hob, je weiter sie kam, las Marthe den Inhalt:

„Lieber Vater!

Jetzt wo es geschehen, wo nichts mehr zu ändern ist, finde ich den Mut, dir zu schreiben. Verzeih' mir, daß ich mein Wort gebrochen. Aber ich hab's nicht ausgehalten. Es ist doch einmal mein Vaterland. Und die Liebe ist stärker als unser Wille. Wie ich gehört hab', der Bittow ist wieder dabei, muß ich zu ihm. Den tüchtigen Ueberfall von Aken haben wir ihnen noch heimzuzahlen. Und mit Blut wollen wir's abwaschen. Alle alten Gefährten sind dabei und mit Freunden haben sie mich aufgenommen. Aber wir sind keine Freischar mehr, wie vor zwei Jahren, sondern richtige Soldaten. Nur die schwarze Uniform tragen auch die Mänen noch. Es ist unser Ehrenkleid und wir wollen ihm Ehre machen. Oberstleutnant von Bittow hat mich zum Wachtmeister ernannt. Alle Kameraden von der Schwadron haben dem Jugendbunde angehört, und die Parole lautet auch jetzt wieder: „Tod dem Tyrannen! Und Krieg ohne Ende wider ihn und seine Schergen!“ Heute stehen wir noch in Bittich. Aber

in den nächsten Tagen soll es vorwärts gehen. Vater Blücher

sorgt schon dafür. Und dann sollen die Franzmänner sich deutsche Hiebe besehen. Gräß meine Schwestern! Und Ihr sollt Euch bei Zeiten in Sicherheit bringen. Am besten nach Brüssel, denn so weit lassen wir den Napoleon nicht kommen.

Dein getreuer Sohn

Beit Roiger.“

Der Müller schüttelte den Kopf. Die aus den Worten Hingende Begeisterung, die die jungen Mädchen unwillkürlich ergriffen hatte, fand unter seinen grauen Haaren keinen Platz.

„Das ist das einzig Vernünftige in dem ganzen Brief, was er uns da rät, von wegen der Sicherheit und Brüssel.“

Wenn es nötig wird, mögt Ihr dort Schutz suchen. Ich aber komme nicht mit. Mein Weg ist ein anderer“, sagte Marthe in entschiedenem Tone.

Betroffen sah sie der Müller an. „Dein Weg, — ich verstehe dich nicht.“

„Beit's Brief hat ihn mir gewiesen. Er gibt mir ein Beispiel, Vater. Jetzt weiß ich, was ich zu tun habe, und nicht beschämen soll er mich. Ich will nicht hinter den Männern zurückstehen.“

„Du, — willst du auch gegen die Franzosen kämpfen?“ fragte Jeanne naiv.

„Nein, nur meine Pflicht tun, als Frau die Wunden zu heilen, die jene einander schlagen, da zu lieben, wo andere hassen.“

„Ja, ja, das ist unsere Marthe,“ nickte die alte Kordel. „Sie hat immer ein edles, ein gutes Herz gehabt.“

Der Müller, der aufgeregt auf und ab geschritten war, blieb vor seiner Tochter stehen. „Krankenpflegerin willst du werden? — Und du fragst gar nicht —“

Unter dem festen, ruhigen Blick des Mädchens wagte er die Frage nicht zu vollenden.

Doch seine Gedanken erratend, kam sie ihm zuvor.

„Ich weiß, daß du es mir nicht verbieten wirst, Vater. Ihr bedürft meiner jetzt nicht, zumal, wenn Ihr die Mühle verlassen müßt, und im Felde, in den Lazaretten, kann ich mich nützlicher machen als hier. Jede helfende Hand ist in solchen Zeiten willkommen, und sobald ich weiß, wo unsere Truppen am nächsten sind, gehe ich zur Armee.“

3.

„Fahre rascher, Andree, es donnert.“

Der Mühlbursche, der heute den Rutscher machte, wandte sich um. Sein junges Gesicht blickte verstört.

„Das ist kein Donner, Mademoiselle. Das sind Kanonen.“

„Wär's möglich!“ Marthes von der heißen Sonnenluft gebräunte Wangen erblähten.

Von Chaleroi kommt es her. Soll ich nicht umkehren?“

„Was fällt dir ein, so nahe dem Ziele!“

„Aber wenn wir in eine Schlacht geraten.“

„Gott wird uns schützen. Und man sieht ja nirgends Soldaten,“ beruhigte sie sich.

Der Bursche wagte keinen Widerspruch mehr. Er schänte sich vor dem mutigen Mädchen. Aber mit jeder Minute wurde das Weiterkommen schwieriger. In den Dörfern, durch die man kam, liefen die Bewohner jammernd auf die Straßen. Es war nicht

Furcht vor den Franzosen; vielmehr freute man sich des Kommens der blutverwandten Nation. Nur der Gedanke an die Verwüstungen des Krieges, die vielleicht schon in den nächsten Stunden über das blühende Land hereinbrachen, jagte die Leute von Haus und Hof.

Während der letzten Tage hatten ja die Preußen ihre Vorhut immer weiter an der Sambre ausgedehnt, und da der Kaiser bereits die Maas überschritten haben sollte, mußte es beim Uebergang über den schiffbaren Fluß zweifellos zu Kämpfen kommen.

Mit solcher Schnelligkeit aber hatte ihn niemand erwartet; und das plötzliche Dröhnen der Schiffe schreckte die Bevölkerung wie einen gescheuchten Taubenschwarm auf.

Überall leerten sich die Häuser, vor den Türen standen Wagen und Karren, auf die man in wildem Durcheinander Möbel und Hausgerät warf. Aermere verhielten auf Schablarren ihre dürftige Habe und beneideten noch den sorglos vorüberziehenden Bettler, der heute glücklicher war als sie, weil er nichts zu verlieren hatte. Angstvoll sperrte man die Türen, schloß die Läden der Fenster, alles mit der quälenden Ungewißheit, ob man das Dach, das einen so lange beherbergt, noch einmal wiedersehen werde.

Draußen auf der Landstraße, wo der Wagen nur noch im Schritte vorwärts kam, war es nicht besser. Stellenweise ballte sich die Schar der Flüchtigen zu unentwirrbaren Knäueln zusammen, dann wieder fluteten sie in endlosem Strome dahin, einem ausgetretenen Bergbach gleich, der entwurzelte Bäume, Schlamm, Steine, Hausgerät und allerlei wüstes Geträmmel auf seinen entseesselten Wogen mitwälzt.

Bergleute aus den Kohlengruben von Charleroi flüchteten, wie die Panik sie überraschte, von der Arbeit weg, mit beruhten Gesichtern, Bidel und Haue über der Schulter, gefolgt von weinenden Frauen und Kindern.

Stehend brannte die heiße Sommer Sonne auf diese regellosen Scharen nieder, die, vom Schrecken gehebt, oft nur mangelhaft bekleidet und barfuß, sich vorwärts schoben, immer wieder stoßend und aufgehalten durch den Weg kreuzende, mit Schlägen und Flüchen vorwärtsgetriebene Herden, und eingehüllt von einer dichten Staubwolke, die ihnen den Atem benahm.

Von innigem Mitleid über diese Tausende von Unglücklichen ergriffen, reichte Marthe, wenn ihr leichtes Fuhrwerk im Getümmel stecken blieb, bisweilen einem armen Kranken, der sich nur mühsam weiter schleppte, eine Gabe. Aber man achtete ihrer kaum, die Furcht besiegte Elend und Hunger und trieb alle in wahnsinniger Hast nach Norden. Bisweilen nur streifte ein Blick grenzenloser Verwunderung das schöne Mädchen, das, dem Strom sich entgegenstemmend, allein in die nahenden Schrecken fuhr.

Hinter Willy endlich verebbte die Flut. Es war, als käme man in eine Wüste, denn die vereinzelt Hölle standen verlassen, alle Bewohner waren geflüchtet. Und doch glück diese menschenleere Wüste einem grünen, prangenden Garten. Hoch standen Roggen und Gerste, weithin dehnten sich Hauf- und Haferfelder mit reglosen Aehren, aus denen das Rauschen der Grillen klang.

Marthe, die ein schlichtes, dunkles Kleid trug und nur mit einer Handtasche versehen war, richtete sich im Wagen auf, um über den Vorderstuh zu blicken. „Warum fährst du so langsam? Jetzt haben wir doch freie Bahn.“

Die Bügel in den Händen des Burschen zitterten.

„Sehen Sie, das dort — am Waldbrande?“

„Den blauen Rauch? Da müssen Feuer brennen.“

„Aber so hören Sie doch, Mademoiselle.“

In der Tat vernahm Marthe ein eigentümliches, klapperndes Geräusch, wie wenn Hagelschloßen auf ein Blechdach trommelten. Fragend blickte sie Andree an.

„Schützen stehen dort. Sie geben eine Salve ab.“

„Schießen ist das?“ Die Stimme des Mädchens bebte unmerklich. Sie wollte den Schreden, der sie nun plötzlich doch befiel, nicht verraten. Einige Tage waren noch in St. Amand vergangen, bis sie ihren Entschluß hatte ausführen und die Fahrt nach Charleroi antreten können, wo noch ein belgisches Regiment, die Ankunft der Preußen erwartend, die Sambre bewachte. Sollte sie zu lange gezögert haben?

„Was macht das,“ sie raffte sich zusammen, „ich sehe schon die Türme der Stadt. In weniger als einer Stunde müssen wir dort sein.“

Nur widerwillig setzte Andree den Gaul von neuem in Trab, denn das Pelotonfeuer tönte näher und näher. Als man um die Waldecke bog, sah man vom grünen Meer der Halme deutlich die orangefarbenen Waffenröde der Niederländer sich abheben.

„Wir müssen zurück. Sie werden uns nicht durchlassen.“

„Die Straße ist frei. — Vorwärts!“

Noch einmal gehorchte der Bursche. Marthe ließ sich auf ihren Sitz zurückfallen und schloß die Augen. So lange nicht die Pflicht rief, wollte sie die Schreden nicht sehen, die vielleicht schon die nächste Minute offenbarte.

„Es muß ein Gewitter geben,“ fuhr sie plötzlich auf, „das Ungeziefer ist ja wie toll. Es singt und summt einem immerfort um die Ohren.“

Andree wollte eine Erklärung geben, aber die bleiche Furcht schloß ihm die Lippen.

Die Bähne zusammenbeißend, trieb er den Gaul an.

Da schwirrte wieder eines der surrenden Insekten so dicht an Marthes Kopf vorüber, daß es einen pfeifenden Laut gab. Hart neben ihr schlug es gegen die Wand des Wagens und bohrte sich ein, daß das Holz mit einem schrillen Krach zerplitterte.

„Jesus Maria, — das sind ja Nageln!“ schrie sie auf, mit einem Schlage die furchtbare Gefahr erkennend.

Im gleichen Augenblick sah sie, wie es Andree von seinem Sitze emporschleuderte. Die Arme ausbreitend, schoß er wie ein Taucher hinab unter die schlagenden Hufe des Rosses.

Eines der über die Straße streichenden Geschosse hatte ihn mitten in die Stirn getroffen.

Bleich wie der Tod klammerte sich Marthe an den Schlag des Wagens. Aber die Tür flog auf. Halb stürzte, halb sprang sie hinaus.

Es war ihr Glück.

Vor dem Knattern der Schiffe scheuend, vom niederstatternden Körper des Toten erschreckt, stemmte das Pferd sich aufbäumend, die Hinterfüße in den Grund. Eine Sekunde schien es fergengerade in der Luft zu stehen. Dann, wieder auf die Vorderfüße fallend, raffte es mit nachschleifenden Bügeln, den leichten Wagen wie ein Spielzeug hinter sich herschleudernd, in Windeseile davon.

Aus ihrer Betäubung zu sich kommend, sah Marthe, wie das Fuhrwerk eine Strecke weiter an einem der Chausseebäume in tausend Trümmer zerschellte, während das Ross weiterstürmte.

Gottes Hand hatte sie vor sicherem Tode bewahrt.

Ein rasches Dankgebet murmelnd, richtete sie sich auf, und lächelte sich unversehrt. Doch noch ehe sie recht zum Bewußtsein ihrer furchtbaren Lage mitten auf dem Schlachtfeld kam, traf ein schmerzliches Stöhnen ihr Ohr.

Unter einer Pappel, das Haupt mit dem krampfhaft verzogenen blassen Gesicht gegen den Stamm gelehnt, sah sie einen niederländischen Offizier liegen.

Der Helm war ihm vom Kopfe gefallen, die Hände hatten mit einer letzten krampfhaften Bewegung den Uniformrock aufgerissen und das blutüberströmte Hemd bloßgelegt, aus dem eine schwarze Wunde gähnte.

Aber der Unglückliche lebte noch. Das zeigten ihr seine Augen, die mit dem Blicke starren Grauens sich in der Richtung nach Charleroi drehten.

Im nächsten Moment begriff sie den Ausdruck des Entsetzens in seinen Zügen. Und früher als der Blick vernahm ihr Ohr den Grund.

Auf der Straße rasselte in vollem Galopp eine Batterie heran. Schon tauchten aus der daherstürmenden Staubwolke die Pferdeköpfe auf, die Gestalten der Fahrer, die unter lautem Geschrei wütend auf die Säule einbießen, die flirrenden Räder, deren Speichen in rasender Umdrehung zu einem Nebel verschwammen.

Wenige Sekunden noch und die wilde Jagd ging über den halb auf den Straßendammliegenden Offizier dahin und zermalmete ihm die Glieder.

Nur einen Gedanken vermochte Marthe zu fassen. Der aber stand klar in ihrem Hirn. Den Unglücklichen retten! Die Christenpflicht gebot es. Der eigenen Lebensgefahr nicht achtend, stürzte sie quer über den Weg und zog und zerrte mit der Kraft der Verzweiflung an dem schweren Körper, bis ihr die Arme zu erlahmen drohten.

Einer entseesselten Hölle gleich stob es vorüber, ein Strom von Reitern, Kanonen und Munitionswagen, zertrümmerte Broden, abgeschnittene Stränge nachschleifend und wie eine Hochflut die ganze Breite der Straße überschwemmend.

Aber im letzten Augenblick noch war es Marthe gelungen, die Füße des Verwundeten wegzureißen. Er begriff, was sie getan, ein dankbarer Blick aus den dunklen Augen glitt über sie hin, dann fielen die schweren Lider herab, und er sank in Ohnmacht.

Marthe hatte alle die umtobenden Schreden vergessen. Das Werk der Barmherzigkeit war nur erst begonnen, nicht vollendet.

Aus dem Straßengraben schöpfte sie Wasser, neigte die vertrockneten Lippen des Offiziers und begann die Wunde zu waschen, um einen blutstillenden Verband anzulegen.

Eben wollte sie ihre Handtasche öffnen, um ihr Scharpie und Leinenbinde zu entnehmen, als der Galopp eines Pferdes sie erschreckte.

Aufblickend, sah sie seitwärts durch ein Haussfeld ein Bataillon niederländischer Infanterie abziehen. Der Reiter aber, der sich von ihm getrennt hatte, sprengte gerade auf sie zu.

Die reichgezierete Uniform verriet den Obersten, und an den Straßenrand herangekommen, parierte er salutierend das Pferd wie vor einem Vorgesetzten.

Das Mädchen, das sein sonderbares Benehmen nicht begriff, stand verwirrt und wollte schon eine entschuldigende Erklärung für ihre Anwesenheit auf dem Schlachtfelde geben. Aber schon hatte sich der Reiter aus dem Sattel geschwungen und war zu dem Verwundeten hingeeilt.

„Emil, — bei Gott, ich habe mich nicht getäuscht!“

Und da der Bewußtlose ihn nicht hörte, wandte er sich zu Marthe um, ergriff ihre Hand und schüttelte sie mit warmem Trude.

„Ich habe aus der Ferne alles mit angesehen, ohne selbst meinem Bruder zu Hilfe kommen zu können. Nur Ihnen danke ich mein Leben. Sie sind ein Engel, Mädchen, und hätten das höchste Ehrenkreuz verdient.“

„Ich habe nur meine Pflicht getan,“ stammelte die Errötende verlegen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Lesereverein, Rath. Kasino C. B.

Veranstaltung der Lesereverein und vielfachen Wünschen Rechnung tragend, am Sonntag, 15. November, abends 8 Uhr beginnend, einen Kriegerabend. Das Programm verzeichnet einen Kriegsvortrag, Vorträge des Wiesbadener Doppelquartetts, Vorträge der Damen Vereine und Bernhardt, des Herrn Reising u. a. m. Ausführliche Einladungen werden in den nächsten Tagen. — In dem geselligen Abend am verflochtenen Mittwoch hatten sich wieder zahlreiche Mitglieder und am verflochtenen Donnerstag. Während des Abends nahm Herr Wille im Vereinsheim eingefunden. Während des Abends nahm Herr Wille im Vereinsheim eingefunden. Während des Abends nahm Herr Wille im Vereinsheim eingefunden.

Abendunterhaltung im Vereinslazarett Paulinenschloßchen

Am Mittwochabend hielt Herr Stad. Ganz im großen Saal des Paulinenschloßchen einen Lichtbildervortrag über den belgischen Kriegsschmerz. Nach kurzem Eingehen auf die Vorgeschichte des Krieges brachte der Vortragende durch Lichtbilder erläuterte Szenen aus den ersten Mobilisierungstagen in Berlin. Dann ging es mit unseren kranken Truppen nach Belgien hinein. Die wichtigsten Städte mit ihren heroischen Verteidigungen wurden im Bild gezeigt. — Herr Stad. Wille unterhielt die Vortragenden getreulich am Lichtbildapparat. Dieser waren, da ein Mobiloxy verwendet werden mußte, die Bilder etwas zu klein für den großen Saal, aber dennoch erzielte der sehr fleißig gearbeitete Vortrag den verdienten freundlichen Beifall.

Ein Verzeichnis über Ausfuhr- und Durchfuhrverbote

Die Handelskammer Wiesbaden teilt mit, daß das Kaiserliche Statistische Amt in überflüssiger Weise eine Zusammenstellung der kaiserlichen Verordnungen über Ausfuhr- und Durchfuhrverbote sowie der auf Grund derselben erlassenen, am 23. Oktober dieses Jahres gültigen Bekanntmachungen des Reichskanzlers nebst zwei Verzeichnissen der verbotenen Gegenstände nach der sachlichen Zusammengehörigkeit und nach der Buchstabenfolge herausgegeben hat. Das Verzeichnis wird demnächst auch im Buchhandel erhältlich sein.

Spart mit dem Brot

Der preuß. Minister für Handel und Gewerbe und der Minister des Innern richteten an die Oberpräsidenten einen Erlaß, in dem es heißt: „Die wenig bisher die unter den heutigen Verhältnissen selbstverständliche Pflicht, mit dem täglichen Brot hauszuhalten und es nicht zu vergeuden, die ganze Lebensführung unseres Volkes beeinflusst, zeigt die Tatsache, daß an vielen Orten, namentlich Norddeutschlands, auch heute noch in den Gast- und Speisewirtschaften jeder Art den Gästen Brot und anderes Gebäck zum beizugehen genau zur Verfügung gestellt wird. Der Brotverbrauch der Gäste wird zwar in den Betrieben der Speisen und Getränke mit der Gästezahl in Beziehung gesetzt, aber die Verhältnisse sind so, daß ein unbefangener Verbrauch des Brotes zu fördern. Wird aber für das unbefangene Brot besondere Bezahlung verlangt, so wird solch überflüssiger Verbrauch des Brotes alsbald eingeschränkt. Dies mag in der Menge wenig ausmachen. Es handelt sich aber jetzt darum, das Gebot, eine beschränkte Sparmaßnahme mit dem Brote walten zu lassen, täglich möglichst vielen Kreisen der Bevölkerung in Erinnerung zu bringen. Dazu wird auch dieses Mittel beitragen.“

Die Petroleumnot

Der Kauf von Petroleum begegnet gegenwärtig großen Schwierigkeiten. Die Ursache der Teuerung und des geringen zur Verfügung stehenden Quantums ist, daß Deutschland in der Hauptsache von der amerikanischen Zufuhr abhängig bleibt und wir mit amerikanischen Waren des Krieges wegen nicht versorgt werden können. Allerdings erhalten wir noch aus viel Wäre aus Österreich, vornehmlich aus Galizien. Da sich die kriegsbedingten Ereignisse jetzt dort abspielen, kommt nichts herein. Die österreichischen Raffinerien arbeiten hauptsächlich für die Regierung und sind gänzlich mit der Erzeugung von Benzin, als des wichtigsten Stoffes zum Erhöhen, beschäftigt. Aber auch Rumänien ist ein großes Produktionsland. Dort liegt sehr viel Wäre, doch ist es im Moment nicht möglich, diese nach Deutschland zu bekommen, weil Rumänien ebenfalls mobilisiert hat. Dadurch sind die Bahnen so überlastet, daß man Privatgüter nicht befördern kann. Es ist möglich, daß die Österr.-Petroleumgesellschaft in nächster Zeit größere Mengen Petroleum aus Rumänien bekommt, aber das wäre doch nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Die Amerikaner, die in Deutschland über große Vorräte verfügen, gehen mit diesen Vorräten sehr behutsam um, weil sie nicht wissen, wann neue Wäre kommt, und sie möglichst lange über Vorräte verfügen wollen. Sie haben ihre Vorräte eingeteilt für eine Reihe von Monaten und geben jedem Abnehmer nur ungefähr die Hälfte des Quantums, das er im vergangenen Jahre bezogen hat. Die Großhändler wollen ihrerseits jedem Abnehmer wenigstens etwas geben, um die Leute für ruhigere Zeiten als Kunden zu erhalten. Ueber die Währungsfrage läßt sich nichts sagen, da alles mit dem Kriege zusammenhängt. Wenn die Russen aus Galizien herausgedrängt werden, ist Aussicht vorhanden, daß künftig Wäre nach Deutschland kommt. Aber der größte Teil kommt eben aus Amerika, und solange die Schifffahrt nicht freier ist und die Engländer die Petroleumschiffe kapern, wird nichts hereinkommen. Wir müssen so lange von den Vorräten leben, die in Deutschland aufgeschüttet sind, aber diese reichen allerdings noch für viele Monate!

Nur i denn, nur i denn zum Städtle hinaus!

Wieder einmal begleiteten gestern nachmittag die Klänge des wehmütig-lieblichen Volksliedes eine neue Abteilung unserer Söhne, welche frohgemut und wohl ausgerüstet dem Felde entgegenzogen. Auf dem Kasernenhofe hatte um 4 Uhr die Verabschiedung durch den Garnisonältesten stattgefunden. Der Geistliche hatte mit kurzen Worten den Segen Gottes über die ausziehenden Verteidiger des teuren Vaterlandes erlassen und hell und freudig erklang aus vielen Hundert jugendlichen Männerstimmen das Hurrah! in die Novemberluft. Und dann noch einmal ein heiserer Blick, ein letzter fester Händedruck und fort ging es froh und zuverlässig nach der Bahn.

Winterschule

Die Wiedereröffnung der Wand. Winterschule zu Hof Welsberg findet am Montag, den 16. November, statt. Der Unterricht wird mit Rücksicht auf die besonderen durch die Kriegszeit bedingten Verhältnisse von 8½ Uhr vormittags bis 1½ nachmittags, unter Einhaltung einer kurzen Mittagspause durchgeführt.

Hoher Ausruf

Gestern Abend 5 Uhr traf hier im Automobil vom Schlachtfeld kommend, der Kronprinz von Sachsen mit Gefolge hier ein. Der hohe Gast hat sich im Felde ein rheumatisches Leiden zugezogen, gegen welches er hier Linderung und Hilfe sucht.

Königliche Schauspiele

Die Reihenfolge der Mommentsbuchstaben für die nächste Woche ist folgende: Sonntag A, Montag geschloffen, Dienstag B, Mittwoch C, Donnerstag D, Freitag E, Samstag F, Sonntag G, Montag geschloffen.

Auffknotigen

* König. Schauspiele. (Spielplan vom 8.—16. November.) Sonntag, W. A.: „Tannhäuser“. Anf. 6.30 Uhr. Montag: geschloffen. Dienstag, W. B.: „Zum Gedächtnis Friedrich von Schiller“. Anf. 7 Uhr. Mittwoch, W. C.: „Hoffmanns Erzählungen“. Anf. 7 Uhr. Donnerstag, W. D.: „Die Walküre“. Anf. 8 Uhr. Freitag, W. E.: „Zum Vortelle der hiesigen Theater-Vereinigung“. Anf. 8. Benefiz pro 1914: „Das Räthchen von Deilbrunn“. Anfang 6.30 Uhr. Samstag, W. F.: „Der Barbier von Sevilla“. Anf. 7 Uhr. Sonntag, W. G.: „Königslieder“. Anf. 7 Uhr. Montag: geschloffen.

* Residenz-Theater. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß die heute Freitag, stattfindende zweite Volksvorstellung zu ganz kleinen Preisen „Der Kauderwatsch“ um 8 Uhr beginnt. Der Samstag bringt als ersten Abend des Jahres „Ein Jahrhundert deutschen Humors“, 11 Abende „Die Geographen“, nach der Oper „Der Zigeuner“ am Sonntag. Am 1. Benefiz pro 1914: „Das Räthchen von Deilbrunn“. Anfang 6.30 Uhr. Samstag, W. F.: „Der Barbier von Sevilla“. Anf. 7 Uhr. Sonntag, W. G.: „Königslieder“. Anf. 7 Uhr. Montag: geschloffen.

* Mainzer Stadttheater. (Spielplan vom 9.—15. Nov.) Montag: geschloffen. Dienstag: „Als ich noch im Hagesteele“. Mittwoch: Liebertafelkonzert. Donnerstag: „Lohengrin“. Freitag: geschloffen. Samstag: „Als ich noch im Hagesteele“. Sonntag, nachm.: „Die Hagesteele“. Abends: „Der Troubadour“.



Für die Zwecke des Roten Kreuzes gingen weiter ein: Johann te Linke 10 M., Seig, Harter, Hülen 25 M. Für Wiesbadener und Rheingauer Krankenhäuser gingen ein: Seig, Harter, Hülen 25 M. Für kath. Heilpflege gingen ein: Seig, Harter, Hülen 25 M. Für den Maltheiser-Orden spendeten ferner: Seig, Harter, Hülen 25 M.

Auszeichnungen

Mit dem Eisernen Kreuze wurden ausgezeichnet: Deutscher Arthur Dahl-Wiesbaden (Inf.-Regt. Nr. 170). — Unteroffizier Willy Neumann-Schierstein (Pionierbat. 25).

Auszug aus der amtl. Verlustliste 67

Infanterie-Regiment Nr. 80, Wiesbaden, Bad Homburg v. d. H. Gemeldet vom Landwehr-Inf.-Regiment Nr. 116. Cernab-en-Dormois am 21. 9. 14. Wehrmann Schaaf lwo. — Wehrmann Kreiner vermisst. — Wehrmann Hüllerling vermisst. — Wehrmann Thoren vermisst. — Wehrmann Vogt vermisst. — Wehrmann Roth vermisst.

Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 80, Wiesbaden u. Mainz.

Verichtigung früherer Verlustlisten. Wehrmann Joh. Diefenbach (Solzhausen) bisher verwundet, im Reservelazarett Schleifstadt gestorben.

Infanterie-Regiment Nr. 87, Mainz

Verichtigung früherer Verlustlisten. Fahnl. Wilhelm Kaufmann bisher verwundet, im Feldlazarett Dhamms gestorben. — Ref. Basentin Gahrtsch bisher verwundet, im Feldlazarett Moulou gestorben. — Ref. Wilhelm Niermann, nicht Niermann, bisher vermisst, war verwundet, im Feldlazarett in Bouziers gestorben. — Musketier Johann Scholl 1r (Bresberg) bisher verwundet, im Feldlazarett Heilke, Mairup, gestorben. — Musketier Suter, Euba, bisher vermisst, ist verwundet. — Musketier Alfred Ries, bisher vermisst, war verwundet, im Feldlazarett Moulou gestorben. — Musketier Johann Olapa bisher vermisst, ist verwundet. — Ref. Wilhelm Schlotz bisher verwundet, im Feldlazarett Moulou gestorben. — Ref. Wilhelm Schneider 1r bisher vermisst, war verwundet, im Feldlazarett Erchen gestorben. — Ref. Bernhard Bender bisher verwundet, im Feldlazarett Erchen gestorben. — Musketier Karl Deppenheimer bisher verwundet, im Reservelazarett Trier gestorben. — Gefr. d. Ref. Martin Mühlbauer bisher vermisst, war verwundet, im Feldlazarett Brühlion gestorben. — Ref. Johann Kirch bisher vermisst, zur Truppe zurück. — Musketier Emil Rallo bisher verwundet, im Lazarett Luxemburg gestorben. — Musketier Ch. Schieler bisher vermisst, ist tot. — Musketier Karl Schrott bisher vermisst, ist tot. — Reservist Franz Wols bisher verwundet, im Feldlazarett Dhamms gestorben. — Reservist Karl Ding bisher vermisst, war verwundet, im Feldlazarett Dhamms gestorben. — Musketier Karl Greiler bisher verwundet, im Feldlazarett Dhamms gestorben. — Musketier August Michaelis bisher verwundet, im Feldlazarett Rancourt gestorben. — Reservist Karl Koch bisher vermisst, zur Truppe zurück. — Reservist Johann Brendel bisher vermisst, zur Truppe zurück. — Reservist Wols bisher vermisst, war verwundet, im Feldlazarett Hans gestorben.

Brigade-Ersatz-Bataillon Nr. 41, Mainz.

Verichtigung früherer Verlustlisten. Reservist Anton Fuchs (Johannisberg) bisher vermisst, ist verwundet. — Gefreiter Alfred Dolek (Frankfurt) bisher vermisst, ist verwundet. — Reservist Viktor Wopp (Frankfurt) bisher vermisst, ist im Lazarett.

Infanterie-Regiment Nr. 117, Mainz.

Drainville vom 18.—26., Chemery vom 26.—28., Fresnoy vom 28. 9.—1. 10., Cremery vom 27. 9.—2. 10. und Barville vom 5.—9. 10. 14.

1. Bataillon

Wehrmann Karl Philipp Reichel (Gahnstätten) tot. — Ref. Sippel (Frankfurt) lwo. — Gefr. d. Ref. Franz Heinrich Wilhelm Bode (Homburg v. d. H.) lwo. — Ref. Karl Schumann (Frankfurt) lwo. — Reservist Ludwig Ruch (Kastel) lwo. — Fahnenj. Richard Kaiser (Wiesbaden) tot. — Wehrmann Jakob Matern (Kastel) lwo. — Reservist Josef Wörg (Siershahn) lwo.

2. Bataillon

Wiesfeldweibel d. 2. Wilt. Roth (Wiesbaden) lwo. — Reservist Ewald Thater (Frankfurt) tot. — Reservist Friedr. Göbel (Dillenburg) vermisst. — Reservist Karl Frankenstein (Solzhausen a. d. H.) schw. — Wiesfeldweibel d. 2. August Bendersdorfer (Solzhausen a. d. H.) tot. — Sergeant Anton Schmid (Rennerod) schw. — Musketier Georg Müller 1r (Ez) schw. — Reservist Peter Reichmann (Camberg) schw. — Reservist Anton Ruch (Hilshausen) schw. — Reservist Georg Schmidt 4r (Oberweier) schw. — Ref. Karl Krämer (Münster, Kr. Oberlahn) schw. — Gefr. d. Ref. Reinhold Melzer (Frankfurt) tot. — Reservist Otto Buchweiser (Selbhausen) lwo. — Musketier Emil Peter Born (Frankfurt) tot. — Reservist Paul Wang (Brombach) vermisst. — Gefr. d. Ref. Nikolaus Schlegel (Oberursel) tot. — Ref. Gustav Rehn (Dersbach) lwo. — Ref. Leonhard Schreiber (Oberursel) tot. — Gefr. d. Ref. Julius Wilhelm Bader (Frankfurt) lwo. — Ref. Karl Ruppel (Oberursel) lwo. — Ref. Franz Sauer 2r (Hofheim) lwo. — Ref. Jakob Feiler (Oberursel) lwo. — Gefr. d. Ref. Albert Götz (Philippstein) lwo. — Ref. Johann Böh (Gerborn) lwo. — Ref. Wilt. Keller (Gräfenrod) lwo. — Ref. Adolf Franz (Dauborn) lwo. — Ref. Aug. Alois Adam Heilmann (Wiesbaden) lwo. — Ref. Wilhelm Ebert (Kengerskirchen) lwo. — Ref. Johann Fritz (Calbach) lwo. — Gefr. d. Ref. Georg Demelmann (Neuenhain) tot. — Ref. Andreas Dops (Neuenhain) schw. — Ref. Otto Karl Daxel (Frankfurt) tot. — Ref. Karl Zimmermann (Gahnstätten) lwo. — Ref. Josef Sperber (Frankfurt) schw. — Ref. Wilhelm Ruppert (Schneidhain) schw. — Ref. Jos. Fries (Moschheim) schw. — Gefr. Peter Josef Kirch (Moschheim) schw. — Gefr. Friedr. Jak. Viedenkapp (Homburg v. d. H.) lwo.

3. Bataillon

Reservist August Kallenbach (Höchst) vermisst.

Letzte Nachrichten

Zum Ministerwechsel in Italien

Die „Adln. Ztg.“ schreibt zu der Kabinettsabildung in Italien: Man kann sagen, daß die Regierung Italiens in bewährte Hände gelegt wurde. Sie werden nicht müßig sein, sich für die Interessen Italiens in dieser schweren, namentlich für Italien schweren Zeit zu regen. Das übrige Europa kann mit Vertrauen auf den guten Willen und die festen Hände blicken, in welcher das Schicksal Italiens ruht.

Budapest, 5. Nov. Der „Pester Lloyd“ bepricht die Lösung der italienischen Kabinettskrise. Er sagt: In Oesterreich-Ungarn und Deutschland wird es mit aufrichtiger Genugthuung begrüßt, daß der bisherige Premierminister, ge-

tragen von dem Vertrauen seines Monarchen und gestützt von der Zustimmung der Kammer, wieder von neuem an die Spitze der Geschäfte tritt. Der Eintritt Sonnino in das Kabinett ist gleichzeitig eine Anerkennung für die Wichtigkeit jener Grundprinzipien, zu denen sich der Kabinettschef bekennt. Man kann wohl sagen, daß sich Kriegsausbruch der in Rom innegehaltene Kurs dort immer mehr als der richtige erkannt wird und daß immer größer die Zahl derjenigen wird, die sich zur Politik strenger Neutralität bekennen. Hierin allein ist die Gewähr zu erblicken, daß Italien für seine weitverbreiteten Interessen, die fast das ganze Mitteleuropa umfassen, den in dieser Weltkrise gebotenen Schutz finden wird.

Eine russische Abfuhr

Der „Nationalzeitung“ wird aus Wien berichtet: Der russische Gesandte in Sofia, Saminski, hat der bulgarischen Regierung den Abschluß eines serbisch-bulgarischen Defensivbündnisses vorgeschlagen. Dieses Bündnis soll nach russischer Auffassung sowohl gegen die Türkei als auch gegen Oesterreich-Ungarn gerichtet sein. Die russische Regierung verpflichtet sich für den Fall des Zustandekommens dieses Bündnisses, Bulgarien nach dem allgemeinen Friedensschluß durch die serbisch-makedonischen Gebiete, die Bulgarien durch den Bukarester Frieden verloren hat, voll zu entschädigen und gewährleistet die Rückgabe des in diesem Frieden an Rumänien abgetretenen Streifens der Dobrudscha. Die bulgarische Regierung hat diesen Vorschlag als unvereinbar mit ihrer Würde zurückgewiesen und die rumänische Regierung von dem russischen Anerbieten bezüglich der Dobrudscha in Kenntnis gesetzt. Gegenwärtig findet ein lebhafter Meinungsaustausch zwischen Sofia und Bukarest statt.

Marktberichte

* Wiesbaden, 5. Okt. (Fruchtmarkt.) Angefahren: 25 Wagen Safer, 24 Wagen Heu, 4 Wagen Stroh. Preise der Zentner: Safer 11.25 bis 12 M., Heu 3.20—4 M., Stroh 1.90—2 M.

* Limburg a. d. L. Vom Fruchtmarkt Limburg werden wegen Einführung der Höchstpreise vorläufig Fruchtpreise nicht mehr festgesetzt und bis zum Eintritt normaler Verhältnisse Fruchtmärkte nicht mehr ausgesetzt.

Bekanntmachung

Gemäß Verfügung des Kriegsministeriums wird den Kasseisen und Säckeln der Verlauf von Automobilen an Private, außer zur Bereinigung der für die Deeresverwaltung bestimmten Kraftfahrzeuge, hiermit verboten.

Private, welche Reisen zu kaufen wünschen, haben sich an die bei der Inspektion des Luft- und Kraftfahrwesens in Berlin-Schöneberg gebildete „Bereinigungsstelle“ zu wenden, die allein darüber zu entscheiden hat, ob und in welchem Maße der Privatbedarf aus wieder instand gesetzten oder zurückgekauften Reisen — nur solche kommen in Betracht — befriedigt werden kann.

Die Abgabe der seitens der Bereinigungsstelle freigegebenen Reisen an Private erfolgt ab den Hauptlagern der Bereinigungsstelle in Frankfurt (Main) oder Köln-Deup. Bei Käufern Privater auf Freigabe von Reisen wird zweckmäßiger Weise angegeben sein, bei welchem der beiden Lager der Empfang gewünscht wird.

Das Rote Kreuz hat sich wegen Ankaufs benötigter Reisen direkt an das dem imobilien Kraftwagenpark 3/4 angegliederte Hauptlager Frankfurt a. M. zu wenden.

Frankfurt a. M., den 2. November 1914.

Stellvertretendes Generalkommando. 18. Armeekorps.



Amtliche Wasserstands-Nachrichten

vom Donnerstag, 5. November, vormittags 11 Uhr

Rhein	gessen	beim	Main	gessen	beim
Waldshut	—	—	Würzburg	—	—
Rehl	—	—	Worms	—	—
Magen	—	—	Koblenz	—	—
Worms	2.53	2.53	Groß-Steinheim	1.20	1.26
Worms	—18	—18	Offenbach	—	—
Main	0.40	0.44	Kastell	0.05	0.05
Bingen	1.38	1.35	Wienheim	—	—
Gaub	—	—	Wienheim	—	—

Wasser 1311

Kurhaus zu Wiesbaden

Freitag, 6. November, abends 7½ Uhr, im großen Saale: II. Zyklus-Konzert. Leitung: Herr Carl Schürich, Rdt. Musikdirektor. Solisten: Herr Richard Breitenfeld, Opern- und Konzertsänger, Frankfurt a. M. (Bariton), Herr Prof. Karl Straube, Organist an der Thomaskirche zu Leipzig (Orgel). Am Klavier: Herr Walter Fischer von hier. Orchester: Stadt. Kurorchester. Vortragsfolge: 1. J. S. Bach: Valscaglia, Camoll, für Orgel (Herr Prof. Straube). 2. Heinrich Marschner: Arie des Hans Heiling, „An jenem Tag“ aus der romantischen Oper „Hans Heiling“ mit Orchester (Herr Rich. Breitenfeld). 3. Carl Schürich: Derstunde: a) Herbstlied, b) Vom Hochwald, nach einer Mischung von Friedrich Schlegel, c) Derstunde (Jagdlied und Ringer). — Pause. — 4. J. S. Bach: Toccata, Camoll, für Orgel (Herr Prof. Straube). 5. Lieder mit Klavierbegleitung: a) Johannes Brahms: Auf dem Kirchhofe; b) Franz Schubert: Der Doppelgänger; c) Franz Schubert: Der Wanderer (Herr Rich. Breitenfeld). 6. W. A. Mozart: Symphonie, D-dur. a) Adagio, b) Andante, c) Finale.

Nahlpseisen und Suppen

Dr. Oetker's Gustin sind billig, nahrhaft und wohl-schmeckend. Keine deutsche Hausfrau wird noch des eng-lische Mondamin zeufern

